

DIE EINSAMKEIT DER TOTEN

ERINNERUNG AN DAS OSTEUROPÄISCHE JUDENTUM

An nichts gewöhnt sich die Menschheit schneller als an die Statistik von Opfern, und nichts eignet sie sich so schnell an wie die gängigen Begriffe, zu denen viele gewöhnlich an für die Menschheit schmerzlichen Trauerjubiläen greifen. In der Tat, welches Verständnis kann heute die unaufhörliche Wiederholung von 8-stelligen Zahlen hervorrufen, die trocken und sachlich von den Folgen des Zweiten Weltkrieges zeugen, die in das vermooste menschliche Bewußtsein als "Verluste" eingegangen sind? Welches Herz wird, zum Beispiel, vom entweder zum Rätsel oder zur Binsenwahrheit gewordenen Begriff "osteuropäisches Judentum" berührt? Es war und verging. Die Mehrheit der Menschen auf der Welt weiß nicht und wird nie erfahren, wieviele dieser Juden vor dem Kriege in Litauen und Polen lebten und wieviele davon - wenn überhaupt - überlebten.

Die Menschheit, die mit ihren Alltäglichkeiten beschäftigt ist, darunter bisweilen auch mit solch blutigen wie in nicht allzuferner Vergangenheit (wenn wir nur an Bosnien und Herzegowina denken), setzt sich ruhig an den Frühstückstisch und wischt von der Hemisphäre, die im Gehirn für die Erinnerung zuständig ist, die begangenen Untaten, Leichenberge und Brudergräber ab, wie man mit einer Serviette Krümel von den Lippen abwischt - denn all das hat schon lange seine Aktualität, seinen lebendigen Sinn verloren.

Vielleicht entfernen sich gerade deshalb sowohl der ungeheuerliche Zweite Weltkrieg als auch das mit ihm direkt im Zusammenhang stehende Thema des Verschwindens des osteuropäischen Judentums mit seinen traditionellen, jahrhundertealten Werten, unwiederholbaren Besonderheiten, seiner Lebensweise, seiner Kultur - und wenn man so will -seiner besonderen Weltsicht ins Dunkel und werden zum Gegenstand der akademischen Forschung von Historikern, Literaturwissenschaftlern und Ethnologen. Bildlich gesprochen, der Schwerpunkt verlagert sich aus der emotionalen Sphäre, die der Generator aller Leidenschaften, aller widersprüchlichen Auffassungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist, in die Ebene genauester Berechnungen und politisch gefärbter Kalkulationen. Der Schwerpunkt verlagert sich von den Straßen und Plätzen in stille, fast heilige Hallen der Museen, wohin, wie man weiß, nur Neugierige und die geistige Elite gehen, oder er verlagert sich zu den Drehorten hin, wo bei maximal an die verschwundene Wirklichkeit angenäherter Kulisse, im hastig errichteten Interieur - in Wohnzimmern und Schlafzimmern - sich als Juden geschminkte amerikanische, deutsche, polnische und litauische Schauspieler bewegen, sitzen oder sich schlafen legen.

Vielleicht liegt in meinen Worten ein bißchen Übertreibung, wie sie einem Diener der Musen eigen ist, der die Welt nicht wie ein Buchhalter, nicht zurückgezogen betrachtet, sondern so, als geschehe und geschah das Unglück aller Zeiten eben mit ihm. Wie dem auch sei, Übertreibung ändert am Wesen der Sache nichts. Eines ist klar, die Erinnerung an die Katastrophe, die Erinnerung an das osteuropäische Judentum wird Sache derer, die die Hölle überlebt haben, ihrer Nachkommen und der Wissenschaftler.

Es gibt keinen Streit: die Existenz von Denkmälern und Museen, die Herausgabe von Büchern und das Drehen von Filmen über das untergegangene Atlantis, über eine Bevölkerung, die, wenn man nur Litauen und Polen betrachtet, ungefähr 4 Millionen zählte - ist höchst erfreulich. Besonders erfreulich in der heutigen, irgendwie verkehrten Welt, in der das unaufhörliche Anwachsen der Gleichgültigkeit niemanden mehr verwundert und in der das zweifelhafte und gefährliche Prinzip "Nicht auffallen, solange gemordet wird, Gott sei Dank sind es nicht wir, sondern andere" auf allen Kontinenten mehr Befürworter als Gegner findet.

Man kann auch nicht davon sprechen, daß irgendwer außer den Juden Osteuropas, die diesen in der Geschichte nie dagewesenen Pogrom überlebt haben, wirklich daran interessiert wäre, daß wenigstens in Stein und auf Papier, im Film und auf der Leinwand die Spuren des Lebens ihrer Vorfahren, ihrer Väter und Mütter, deren Bräuche, deren Denken und Tun erhalten bleiben.

Lob und Ehre den Forschern und Archivaren, den Buchautoren und Filmschöpfern, den Bildhauern und Malern sowie den Erbauern der Museen dafür, daß sie die Zahlen, Fakten und Materialien und all das, was sie aus den Ruinen und Brandstätten von diesem riesigen europäischen Friedhof, der Osteuropa heißt, nur sammeln konnten, gesammelt haben. Danke für diese großartige, die Seele ergreifende Illusion des vergangenen Lebens, für diese in Fotografien festgehaltenen und in Büchern

erfaßten Momente der örtlichen Lebensformen, die sich dank und trotz ihres Untergangs auf das Niveau, den unerreichbaren Gipfel des Mythos erhoben, auf die Stufe, die die Maya und Azteken und andere Märtyrer-Völker, deren Leiden und Qualen sich hoffnungslos im Universum verloren, erreichten.

Doch warum, frage ich, einer derjenigen, der 35 Jahre seines Schaffens dem Versuch widmete, seine Vorfahren, die fleißigen Schneider und Steinmetzen, Ofensetzer und Töpfer dem Vergessen zu entreißen, warum spüre gerade ich außer dem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber jedem, der auch nur einen einzigen Augenblick bewahrt hat, der auch nur ein einziges Sternchen am wie ein ausgetretenes Feuer verlöschenden Horizont entzündet hat, so etwas wie Bitterkeit und Sorge. Besorgt bin ich durchaus nicht deshalb, weil es natürlich nicht in jeder polnischen oder litauischen Stadt jüdische Museen gibt - es hat schon immer weniger Tempel als Bäcker- und Fleischergeschäfte gegeben, obwohl man bekennen muß, daß hier wie dort Handel getrieben wurde. Nicht weil es zu wenige Denkmale gibt und sie nicht alle gleichermaßen ausdrucksstark sind, bin ich besorgt, sondern aus einem ganz anderen Grund.

Ich habe ihn mir lange selbst nicht eingestanden, da ich meinte, daß er keinerlei ernsthafte Grundlage hat. Doch je öfter ich in die Museen ging, ob in Vilnius oder Warschau, je tiefer ich mich an den verschiedenen Gedenkstätten verneigte, je mehr Romane ich las, je mehr Filme ich sah, desto hartnäckiger hämmerte in mir ein ketzerischer Gedanke: Wer braucht all diese Museen und Stätten des Gedenkens, diese Bilder und Bücher? Wer braucht diese traurigen, auf halber Flamme brennenden Feuer am mit neuen, jungen und leuchtenden Lichtern übersäten Horizont?

Die Toten brauchen sie nicht.

Und die Lebenden?

Bis vor kurzem war ich noch völlig überzeugt, daß die Lebenden sie unbedingt brauchen, als Erinnerung und Warnruf. Mit einem Wort, ich glaubte daran mit heiligem Ernst, und fast jedes Jahr erhielt mein Glaube nicht nur Bestätigung, sondern auch solide und unanfechtbare Unterstützung. Das Holocaust-Museum in Washington, Spielbergs "Schindlers Liste": die Zahlen der Besucher und Zuschauer, die Tränen, die Ohnmachtsanfälle im Kinosaal...

Doch plötzlich ging in mir eine Wandlung vor sich. Mein Glaube - vor allem der Glaube in die Notwendigkeit der eigenen Arbeit - bekam einen Riß. Die Wandlung begann damals, als ich noch in Litauen war, und setzte sich in Polen, der Tschechoslowakei und Israel fort. In Litauen, wo allein in Ponary und im 9.Fort etwa 100 000 völlig unschuldiger Juden ermordet wurden, besuchen an den von tiefer Trauer umwehten Gedenktagen nur die Häftlinge der Ghettos und Konzentrationslager mit ihren Familien die Mahnmale, und es fahren in schwarzen Limousinen die Staatsfunktionäre mit der staatlichen Trauer in den Gesichtern vor. Im Alltag aber werden nach ihrem üppigen Lunch amerikanische und südafrikanische Touristen sowie die Enkel und Urenkel der jüdischen Handwerker hierher gebracht. Da verirrt sich tatsächlich ein passionierter Pilzsammler in der Hoffnung, in den Wäldchen, die die verhängnisvollen Gräben umgeben, einen Milchling oder Hallimasch zu finden, da kommt ein Dieb, um die kupferne Tafel, die am Denkmal angebracht ist, an sich zu bringen (Buntmetall steht in ganz Europa hoch im Kurs), und, nachdem er sich davon überzeugt hat, daß er mit den Bruchwerkzeugen, die er in der Hand hat, sein Ziel nicht erreichen kann, verbirgt er sich im Schweigen der Nacht. Doch weder in Ponary noch im 9.Fort trifft man Menschen anderer Nationalität, als der jüdischen - weder Schüler und Studenten, noch Arbeiter und Angestellte. Ihr Erscheinen ist so selten wie das einer Sonnenfinsternis.

Das gleiche Bild zeigte sich in Polen. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, Krakau und Lublin zu besuchen und in den nahegelegenen Gedenkstätten Pleszew, Auschwitz und Maidanek zu weilen. Ich konnte nicht feststellen, daß dort viele Polen gewesen wären, daß dort außer englisch und hebräisch die Sprache der Masuren oder Goralen zu hören gewesen wäre. Dafür mußte ich etwas anderes erblicken - in Pleszew an einem ungepflegten Denkmal stand mit Schulkreide geschrieben: "Juden, raus aus Polen!" Wen der anonyme Autor meinte, ist mir bis heute ein Rätsel. Rings umher, wenn man mich nicht mitzählte, befand sich kein einziger Jude.

Vielleicht meinte er die Toten? Doch die Toten hören nicht auf ihn. Ja, wenn sie plötzlich auferstehen könnten.... Dann würden sie zweifellos auch ohne jeglichen "Rauswurf" wissen, was sie zu tun haben.

Nicht viel besser sieht es in den anderen Ländern Osteuropas - dem Gebiet der Vertreibung - aus, in dem jahrhundertlang, ungeachtet aller Verfolgungen und Pogrome, der Hauptteil des Judentums lebte, wo sich seine Bevölkerung behauptete, entwickelte und wuchs.

Ich bin weit davon entfernt, irgend ein Volk dazu aufzufordern, alle seine Angelegenheiten aufzugeben und seine ganze Aufmerksamkeit uns zu widmen, unserem Vermächtnis, unserem Schmerz. Man kann von einem Menschen nicht erwarten, daß er jeden Tag auf den Friedhof geht, noch dazu zu fremden Gräbern. Der Gerechtigkeit wegen muß man erwähnen, daß wir selbst das auch nicht tun. Nicht nur das, auch wir in Israel verhalten uns, meiner Meinung nach, der sogenannten osteuropäischen Diaspora gegenüber nicht selten voreingenommen und ohne entsprechenden Respekt, bestenfalls nachsichtig, herablassend. Im Bewußtsein vieler Israelis, die in einem freien Land aufwuchsen und die über unseren Lebensalltag irgendwo an den Ufern der Wisla, des Njemen oder der Vltava wenig wissen, scheint das osteuropäische Judentum, wenn nicht überhaupt Nonsens oder etwas Vergangenes, ein entfernter Planet zu sein, auf dem irgendwann erniedrigte, vor jedem Türklopfen zitternde Wesen lebten, die aus irgendeinem Grund als ihre Vorgänger, ihre Brüder gelten.

Ja, das Andenken an die Millionen Umgekommenen wird gewürdigt, am Tag der Katastrophe erstirbt im ganzen jüdischen Land für einige Minuten der Verkehr und das Heulen der Sirene, wie der Schrei aller Verbrannten und Erschossenen, vereint alle und bringt sie für diese wenigen Minuten zurück in die nie gesehene, entleerte, fast irrationalen Gefilde, die doch irgendwann vor der Katastrophe fruchtbar waren. Ja, es gibt ein einzigartiges Museum der Diaspora, in dem unschätzbare Dokumente und Zeugnisse gesammelt sind und in dem jeder mit Hilfe der Computertechnik in der Heimat seiner Vorfahren verweilen, die Synagoge eines kleinen Marktflecken besuchen und alles über seine ermordeten Verwandten erfahren kann: das in der ganzen Welt bekannte Museum "Yad Washem", bei dessen Besuch man auch heute noch Grauen empfindet. Doch es ist schade, daß die Menschen auch dorthin nicht freiwillig kommen, sondern gebracht werden (ich spreche nicht von Transportmitteln, sondern von der Motivation, vom inneren Bedürfnis).

Die Literatur, als eine der Erscheinungsformen des öffentlichen gesellschaftlichen Bewußtseins, muß diese Verschiebungen, diese veränderten Motivationen, dieses unzweifelhafte Erlöschen des Interesses gegenüber der Vergangenheit im allgemeinen und der Vergangenheit des osteuropäischen Judentums im besonderen berücksichtigen.

Ich kenne die genauen Zahlen nicht, doch meiner Kenntnis nach ist die Auflagehöhe der Bücher und die Anzahl der Autoren, die sich der Darstellung des Lebens des osteuropäischen Judentums in der vor- und nachrevolutionären Zeit sowie vor und nach dem Krieg widmen, deutlich gesunken. Klassiker wie Scholem Aleichem, Mendele Mojcher Sforim, Jizchok Lejb Perez und so weiter, werden nicht nur in den postkommunistischen Staaten nicht herausgegeben, sondern kommen auch in Israel meist über eine Auflage nicht hinaus. Dem entspricht auch der Trend in anderen Teilen der Welt.

Ich selbst habe leider Leser und Herausgeber sagen hören: Hast Du es nicht satt, von all diesen Leisers-Schmeisers zu schreiben? Oder: Glauben Sie, daß das interessant ist? Heute interessiert man sich nicht mehr für Shakespeares Könige, nicht zu reden, entschuldigen Sie die Offenheit, von Ihren jüdischen Kleinstadtschustern.

Da ist nichts zu machen, die Zeit kann man nicht auf die Anklagebank setzen. Wie sie auch immer sei, sie unterliegt keinem Gericht. Manchmal muß man sich zähneknirschend damit abfinden und sich damit trösten, daß der Bedarf an Gegenwärtigem den an Vergangenen immer überstieg, noch dazu wenn es sich um Vergangenes handelt, das in Blut getränkt und von Aschewolken verhüllt ist. An Blut und Asche gibt es zu keiner Zeit Mangel.

Doch wäre es eine unverzeihliche Kleinmütigkeit, sich zu ergeben. Was macht es schon, daß einige dazu neigen - oder es lange schon tun - alles unter Verlust abzubuchen, was es in der Diaspora gab, wie z.Bsp. das Jiddisch.

Man soll die alten Geister nicht beschwören. Aber irgendwer muß doch mit den Toten sein, ihren Schlaf bewachen, denn die Einsamkeit der Toten bringt Entfremdung und Feindschaft unter den Lebenden hervor. Irgendwer muß den Toten die Türen öffnen in die Welt, von der sie geträumt haben und die sich nicht durch ihre Schuld als eine ganz andere, als diejenige ihrer naiven und schönen Träume, erwiesen hat.

Im vorigen Jahr war ich mit meinem Sohn für einen Tag in einem litauischen Dorf. Zwei Jungen von ungefähr zehn, elf Jahren musterten uns lange, bis einer von ihnen herausplatzte: Wer sind Sie? - Ich verstand ihre Frage richtig: Juden. - Juden? Wer ist das? Ich könnte schwören, daß diese Jungen von Juden zum ersten Mal hörten. Und wenn sie tatsächlich je irgend etwas gehört haben, haben sie sicher gedacht, daß das entweder Tote oder Außerirdische sind.

Die Verzweiflung verdoppelt und verdreifacht die Kräfte. Man muß schreiben, in Stein meißeln, Filme drehen, neue Museen bauen, an der eigenen Vergangenheit festhalten, damit alle wissen, wer die Juden waren, sind und sein werden.

Damit es alle wissen: sowohl die Jungen aus dem litauischen Dorf, der junge Geldwechsler auf der Straße des Heiligen Geistes in Krakau, der kahlgeschorene, schlaksige Jugendliche, der am Fenster der Synagoge in Lübeck lehnte, der Verkäufer der Zeitung "Rus" auf dem Moskauer Arbat und mein Beschützer vor allen Antisemiten der Welt - der marokkanische Soldat, der in einem kurzen, plötzlichen Schlaf seinen schönen, vom Allerhöchsten selbst gemeißelten Kopf im Autobus von Jerusalem nach Kfar Saba mir auf die Schulter legte.

10. Oktober 1995
Kfar Saba

Grigori Kanowitsch

Übersetzung aus dem Russischen: Sigrid Guttmann

Der Autor

Grigori Kanowitsch wurde 1929 in Kaunas als Sohn eines jüdischen Schneiders geboren. Er studierte Slawistik und Philologie an der Universität Vilnius. Danach arbeitete er an der Litauischen Akademie der Wissenschaften und beim litauischen Filmbüro. Seit 1948 veröffentlicht Kanowitsch Gedichte, Erzählungen, Dramen und Romane. Im deutschen Buchhandel sind drei Titel verfügbar: "Kerzen im Wind", Roman; "Tränen und Gebete der Einfältigen", Historischer Roman; "Ein Zicklein für zwei Groschen", Roman.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 32/33 1995,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>